

2. EBENEN DER SOZIALEN INTEGRATION

In der medialen Diskussion um die Einwanderungsproblematiken in Deutschland werden grundlegende Dinge außer Acht gelassen. Insbesondere wird die Einwanderungsgeschichte der Bundesrepublik kaum reflektiert. So wurden in den 1960er Jahren und 1970er Jahren ausschließlich Arbeiter gesucht, die für einen begrenzten Zeitraum schwere körperliche Tätigkeiten in Industrie und Bergbau ausüben sollten, um danach in ihre Heimatländer zurückzukehren. Unter diesen Vorzeichen fand die Migration statt. Daher wurde bei der Zuwanderung weder auf Bildung noch auf Sprachkenntnisse geachtet. Vielmehr sollten die Arbeitskräfte über körperliche Fitness und langjährige Erfahrung in praktischen Tätigkeiten verfügen, was entsprechend nicht durch einen Schulabschluss, sondern u.a. über Hornhaut an den Händen nachgewiesen werden konnte. Die Zugewanderten wiederum verfolgten primär das Ziel, ihre ökonomische Position zu verbessern. Beide Seiten konnten ihre Erwartungen an die Zuwanderung erfüllen. Hierfür war es weder erforderlich, sich kennenzulernen, noch sich anzupassen. Insbesondere türkeistämmige Arbeiter waren bei den Arbeitgebern sehr beliebt, da sie sich – im Gegensatz zu anderen Gastarbeitergruppen – weder umfassend an Streiks beteiligten noch gewerkschaftlich organisierten. Es passierte genau das, was bei größeren Wanderbewegungen immer passiert: Nach einer gewissen Zeit wird deutlich, dass die Menschen sess-

haft werden und bleiben. Trotz des wirtschaftlichen Strukturwandels und der steigenden Arbeitslosenzahlen hat es erstaunlich lange gedauert bis sich die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist.

In der Tat lag in den 1970er Jahren eine Win-Win-Situation vor: Der Arbeitermangel konnte abgebaut und die wirtschaftliche Entwicklung vorangetrieben werden; die deutschen Arbeitnehmer konnten durch den Import un- und angelernter Arbeitskräfte aus dem Ausland weitgehend sozial aufsteigen, insbesondere auch deshalb, weil durch die Bildungsexpansion höhere Positionen praktisch ausschließlich von deutschen Arbeitskräften besetzt wurden; gleichzeitig haben die Zuwanderer ihre wirtschaftliche Situation verbessern können; die Türkei konnte einen enormen Teil der niedrig qualifizierten bzw. arbeitslosen Menschen „exportieren“ und hat durch Finanztransfers der in Deutschland lebenden Gastarbeiter an die in der Türkei verbliebenen Familienangehörigen zusätzlich profitiert.

Diese positiven Effekte sind nun den langfristigen Nebenwirkungen gewichen: Die Nachkommen der Zugewanderten sind im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt deutlich benachteiligt; insbesondere Sprachdefizite werden zu einem dauerhaften Problem, was u.a. auch daran liegt, dass die ersten Nachkommen zeitweise im sogenannten „Nationalunterricht“ in eigenen Klassenverbänden von türkischen Lehrkräften und auf Türkisch unterrichtet wurden, ohne dass die entsprechenden „Lehrpläne“ von deutschen Behörden entwickelt bzw. kontrolliert wurden; damit sollte eine Rückkehr von in Deutschland geborenen Türken ermöglicht werden – eine systematische Förderung der Sprachkompetenz in der Amtssprache Deutsch hat jahrzehntelang nicht stattgefunden; die Unterschichtung der Einwanderer¹ führt zu sozialen Schiefen in verschiedenen Bereichen und damit auch zu einer allgemeinen Skepsis bis hin zu einem Gefühl der Überfremdung in der Bevölkerung.

Das entscheidende Problem, dem man sich heute stellen muss, ist nicht primär die Einwanderungspolitik, sondern vielmehr der Umgang mit den bereits Eingewanderten. Denn alles, was man aus Staaten mit einer erfolgreicherer Integrationspolitik lernen kann, bezieht sich auf den Anfang der Einwanderung. Länder wie Kanada oder die skandinavischen Staaten haben die Einwanderung und später auch die Einbürgerung mit hohen Anforderungen verknüpft: u.a. ein gewisses Bildungsniveau,

fundierte Sprachkenntnisse sowie Berufserfahrung und Einkommen bzw. Vermögen. Damit ist automatisch gewährleistet, dass die Menschen die Einwanderung mit einer gewissen Motivation verknüpfen. Gleichzeitig wurde großen Wert darauf gelegt, dass bereits die Erste Generation gefördert wird. Solche präventiven Maßnahmen können und sollten in Deutschland eingeführt werden, allerdings kann mit einer veränderten Einwanderungspolitik nicht die Erwartung verbunden werden, die Problemlagen der mittlerweile in Deutschland etablierten Eingewanderten und teilweise auch Eingebürgerten zu bewältigen. Politische Entscheidungen wirken – wie man in den Sozialwissenschaften vielfach zeigen konnte – auch noch Jahrzehnte später nach. Diese Pfadabhängigkeit kann nicht nur in der Sozialpolitik, sondern in vergleichbarer Form auch in der Migrationspolitik beobachtet werden. Die erfolgreichen Einwanderungsländer sind ganz anders gestartet und haben dadurch die Situation, wie sie sich in Deutschland heute darstellt, gar nicht erst aufkommen lassen. Die Staaten, die in der Vergangenheit eine ähnliche Gastarbeiterpolitik praktiziert haben, weisen ganz ähnliche Problemlagen auf, wie wir sie in Deutschland diskutieren. Die Verunsicherung im Umgang mit Migration, wie sie heute die öffentliche Diskussion bestimmt, kann also auch darauf zurückgeführt werden, dass sich die deutsche Politik auf keine Best-Practice-Beispiele für die hier spezifischen Herausforderungen berufen kann. Häufig wird daher die erfolgreiche Assimilation der aus Osteuropa Zugewanderten herangeführt. Allerdings wird dabei außer Acht gelassen, dass es sich zum einen um Nachbarländer und damit um eine kulturnahe Einwanderung handelt, und dass sich zum anderen die wirtschaftliche Lage – und damit die Integration in den Arbeitsmarkt – vollkommen anders darstellte. Die Strukturen der Wirtschaft haben sich innerhalb weniger Jahrzehnte fundamental gewandelt: Durch Automatisierung, Rationalisierung und Globalisierung finden niedrig qualifizierte Arbeitnehmer kaum noch Anschluss auf dem Arbeitsmarkt. Das betraf in den 1970er Jahren bereits die Kinder der Zuwanderer.

Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Typen der Integration. Inklusion bedeutet hierbei, dass die Zugewanderten sich in beide Kulturen, also in die Herkunftskultur und in das Aufnahmeland, integriert haben. Diese Form der Integration wird häufig mit der Metapher der multikulturellen Gesellschaft bezeichnet. Dem gegenüber steht der Begriff Assimilation für einen Zustand, bei dem die Zugewanderten primär in die Aufnahmegesellschaft integriert sind und (zumindest) im Laufe der Zeit den Bezug zur Herkunftskultur verlieren: Aus Ausländern werden Deutsche. Der in

der öffentlichen Diskussion häufig genutzte Begriff der Parallelgesellschaft wird in der Migrationsforschung mit dem Begriff der Separation bezeichnet. Hierbei ist der primäre Bezugspunkt der Zugewanderten die Herkunftskultur bzw. die ethnische Gemeinde innerhalb des Aufnahme-landes: Die Zugewanderten bleiben unter sich und bleiben auch nach mehreren Generationen gewissermaßen „Fremde“. Die letzte Form, der Zustand der Marginalisierung, tritt in der Masse kaum auf (gemeint sind hiermit z.B. Obdachlose).

Tabelle 1: Typen der Sozialintegration von Zuwanderern

		Sozialintegration in die ethnische Gemeinde	
		Ja	Nein
Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft	Ja	Inklusion als Mehrfachintegration Stichwort: Multikulturelle Gesellschaft	Assimilation als Einfachintegration Stichwort: Homogene Gesellschaft
	Nein	Separation als gesellschaftliche Exklusion Stichwort: Parallelgesellschaft	Marginalisierung als Mehrfachexklusion Stichwort: Vereinzelung

In Anlehnung an Esser (2000, S. 287)

Es ist unbestritten, dass die Tendenz zur Separation teilweise erkennbar ist. Dies gilt insbesondere in den größeren Städten. Separation ist zweifelsfrei die „einfachste“ Form. Sie entsteht praktisch automatisch, wenn eine Vielzahl von Menschen aus dem einen Land in ein anderes wandert. Die Menschen suchen Vertrautes und schaffen sich eine für sie angenehme Umgebung – prominente und positiv konnotierte Beispiele sind die Chinatowns in den USA. Problematisch wird Separation erst dann, wenn sie auch in nachfolgenden Generationen aufrechterhalten wird. Auf Dauer sind für das Aufnahmeland und in unserem Fall für Deutschland nur zwei der Integrationstypen erstrebenswert: Inklusion und/oder Assimilation. Dabei können folgende vier Teilaspekte für Integration unterschieden werden, die anschließend für die in Deutschland lebenden Muslime skizziert werden:

1. Strukturelle Integration (Arbeitsmarktintegration und Bildungsbeteiligung),
2. Kulturelle Integration (soziale Werte und Sprache),
3. Soziale Integration (soziale Beziehungen),
4. Emotionale Integration (Identifikation der Individuen)

2.1. STRUKTURELLE INTEGRATION: ARBEITSMARKT UND BILDUNGSSYSTEM

Erwerbsarbeit ist zweifelsfrei eine der wichtigsten Dimensionen im Lebenslauf eines Menschen. Nur über einen Arbeitsplatz kann gewährleistet werden, dass ein Mensch über ökonomisches Kapital verfügt, welches den materiellen Ausgangspunkt für Flexibilität und Selbstbestimmtheit darstellt. Ein Arbeitsplatz kann als Grundlage für Einkommen entsprechend auch als notwendiger Aspekt der Sozialintegration verstanden werden. Zudem kann Erwerbsarbeit auch sinnstiftend wirken und einer Person einen sozialen Status verleihen. In umfassender Form kann über einen Beruf Anerkennung erlangt und Selbstwertgefühl entwickelt werden. Nicht zu unterschätzen ist die Tatsache, dass im Erwachsenenalter kaum eine andere Möglichkeit besteht – außerhalb eines beruflichen Kontextes – soziale Kontakte zu knüpfen und aufrechtzuerhalten.

Entsprechend konnte die erste Generation der sogenannten Gastarbeiter trotz relativ schlechter Sprachkenntnisse beträchtliche Integrationsleistungen vollbringen. Sie konnten ihre Lebensverhältnisse durch die Migration insgesamt verbessern und eine sichere Existenz aufbauen. Die Erwerbsarbeit ermöglichte es ihnen zudem, beachtliche finanzielle Mittel in ihre Heimatländer zu transferieren. Dadurch war es also möglich, auch von der Verwandtschaft in der Türkei bzw. in arabischen Ländern Anerkennung und Respekt zu erhalten. Und das trotz der relativ ungünstigen Arbeitsbedingungen für die erste Generation. In Interviews mit älteren Arbeitern der ersten Generation erfährt man häufig, dass Diskriminierungs- bzw. Fremdheitserfahrungen ganz anders wahrgenommen werden als dies spätere Generationen können: Wer selbst aus- und eingewandert ist, hat die Möglichkeit eines Vergleichs zweier Formen im Umgang mit „Ausländern“. Gastarbeiter aus Nordafrika und der Türkei konnten durchaus erkennen, dass das teilweise skeptische, nicht selten auch ausschließende Verhalten der deutschen Mehrheitsgesellschaft kaum von jenem Umgang mit Kulturfremden abweicht, den sie selbst in ihren Herkunfts-

ländern erlebt haben. Man war Gast und hat wenig Ansprüche gestellt. Dabei ist zu betonen, dass die türkeistämmigen Gastarbeiter Deutschland deutlich positiver bewerteten als andere Gastarbeitergruppen. Zudem ergaben Umfragen in den 1970er Jahren, dass sie deutlich stärker den Kontakt zu Deutschen suchten bzw. sich einen solchen wünschten als beispielsweise Griechen oder Italiener. Aus der heutigen Sicht ist ebenso erstaunlich, dass die erste Generation der zugewanderten Türken den Aufenthalt in Deutschland mit Bildungserwartungen für ihre Kinder verbunden hat. Hier scheint sich etwas über die Generationen verändert zu haben.

Diese Einordnungsmöglichkeit in Bezug auf Differenz- und Diskriminierungserfahrungen haben in Deutschland geborene Migranten nicht. Sie nehmen es als Diskriminierung wahr, anders behandelt zu werden, denn sie haben die Migrationserfahrung nicht selbst gemacht. Ihre Erfahrungen beziehen sich lediglich auf Deutschland und in indirekter, narrativer Form auf das Herkunftsland der Eltern. Dadurch fällt es ihnen auch deutlich schwerer, Anerkennung in jenem Herkunftsland zu erfahren. Die langfristige Integration steht und fällt letztlich mit der Möglichkeit, eine sichere materielle Existenz aufzubauen. Und diese Sicherheit kann ausschließlich über Erwerbsarbeit gewährleistet werden. Dadurch werden bestimmte Themen wie Arbeitslosigkeit, Berufsausbildung, Studium und Berufsinteressen bzw. -wahl zu existentiellen Aspekten der sozialen Integration. Um den primären Strategien der Arbeitslosigkeit zu entkommen, finden Migranten in der Form der einfachen Selbstständigkeit (Obsthandel, Kiosk, verschiedene Formen der Gastronomie, Friseursalon, Transport- und andere einfachere Dienstleistungsbetriebe). Diese Branchen sind überwiegend durch prekäre Arbeitsbedingungen gekennzeichnet. Dabei befinden sich diese Arbeitsplätze in der Regel in Stadtteilen mit einem hohen Migrantenanteil.

Ein anderes wichtiges Merkmal für die sozialen Rahmenbedingungen, die die Jugendlichen positiv bzw. negativ beeinflussen können, ist die Art der Erwerbstätigkeit bzw. Arbeitslosigkeit und damit verbunden die Armut der Eltern. Alle aktuellen Untersuchungen belegen, dass vor allem türkische und arabische Migranten am stärksten von der Arbeitslosigkeit betroffen sind (vgl. z.B. Beauftragter der Bundesregierung 2007). Die finanziellen Notlagen der Jugendlichen hängen aber nicht nur von der objektiven Höhe der zur Verfügung stehenden Mittel ab, sondern auch von ihren individuellen Ansprüchen und Wünschen. Bei jungen Migranten

arabischer und türkischer Herkunft kann festgestellt werden, dass materielle Ansprüche, wie z.B. Handy, Markenkleidung, Führerschein mit 18 oder aber der Wunsch nach einem Auto, sehr ausgeprägt sind, weil diese Statussymbole die Stellung der Jugendlichen bzw. der Familie in der Gesellschaft widerspiegeln. Dadurch entstehen häufig große Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

Jugendliche mit Migrationshintergrund und muslimischer Abstammung sind auf dem Ausbildungsmarkt deutlich unterrepräsentiert. Ihre Ausbildungsbeteiligung liegt bei weniger als 25 Prozent (Beauftragter der Bundesregierung 2007; Statistisches Bundesamt 2008). Diese Entwicklung ist besonders vor dem Hintergrund eines stetigen Anstiegs des Anteils dieser Gruppe innerhalb der Kohorten in Deutschland besorgniserregend. Gleichzeitig konzentrieren sich diese Jugendlichen in wenigen Berufsausbildungsgängen, deren Zukunftssicherheit und Entgelt als gering eingeschätzt werden können (Beauftragter der Bundesregierung 2007). In den unter den Jugendlichen beliebten Berufen, wie z.B. Bank- oder Versicherungskaufmann, ist die Ausbildungsbeteiligung weit unter dem Durchschnitt.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die berufliche Integration muslimischer Jugendlicher nur sehr bedingt gelingt und zweifelsfrei ein großes Handlungsfeld politischer und pädagogischer Anstrengungen darstellt. Auf der einen Seite werden hierfür Diskriminierungseffekte herangeführt: beispielsweise bei der Personalauswahl für einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz.²

Für die dauerhafte Integration in Deutschland ist das Bildungssystem von besonderer Bedeutung. Dies gilt zweifelsfrei in allen modernen Gesellschaften, da die Integration auf dem Arbeitsmarkt hauptsächlich über Bildungsabschlüsse und Sprachkenntnisse erfolgt. Aufgrund struktureller Veränderungen in der Wirtschaft, stehen genau jene Arbeitsplätze, die die erste Generation der Einwanderer bekleiden konnte, nicht mehr zur Verfügung. Es werden insbesondere Fachkräfte und Hochqualifizierte gesucht. Daher besteht in manchen Bereichen Arbeitskräftemangel, der durch die arbeitssuchenden, niedrig qualifizierten Menschen nicht abgedeckt werden kann. Die Bildungsexpansion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat zudem dazu geführt, dass der Wert von Abschlüssen gesunken ist. Von dieser Entwicklung sind insbesondere Hauptschüler betroffen. Dieser grundlegende Abschluss reicht in den

meisten Fällen nicht mehr dafür aus, einen Beruf zu erlernen und sich dauerhaft „beschäftigungsfähig“ zu halten. Von der Bildungsexpansion seit den 1970er Jahren haben muslimische Jugendliche nicht nur nicht profitiert, sondern sie sind im Gegenteil durch den Bedeutungsverlust einfacher Abschlüsse mittlerweile stärker benachteiligt.

„Benachteiligung“ ist ein äußerst vieldeutiger und vielseitig anwendbarer Begriff. Ab wann jemand als benachteiligt bezeichnet werden kann, ist in besonderem Maße von vorzunehmenden Definitionen abhängig. In Bezug auf Bildung kann Chancengleichheit (als Gegenteil von Chancenbenachteiligung) in zwei Grundmodellen kategorisiert werden (vgl. Geißler 2008). *Erstens*: Das Proporzmodell, wonach von Benachteiligung die Rede ist, wenn eine Gruppe (bspw. soziale Schicht, Migrationshintergrund, Geschlecht) auf allen hierarchischen Ebenen des Bildungssystems anteilmäßig *deutlich geringer* vertreten ist als in der Gesamtbevölkerung. *Zweitens*: Das meritokratische Modell, wonach – unabhängig von der Gruppenzugehörigkeit – die individuellen Kompetenzen und Leistungen den Bildungsverlauf prägen. In Bezug auf das Bildungsniveau sind Frauen und Mädchen keineswegs mehr benachteiligt, im Gegenteil: Die benachteiligende Dimension „Geschlecht“ scheint sich bezogen auf Bildungsabschlüsse in den letzten Jahren umzukehren, Frauen sind häufiger an Gymnasien und schließen es mit dem Abitur ab, verlassen die allgemein bildende Schule seltener ohne Schulabschluss, erreichen insgesamt höhere und besser bewertete Schulabschlüsse und weisen bei Kompetenztests wie PISA insgesamt bessere Ergebnisse auf (vgl. Blossfeld u.a. 2009).

In der derzeitigen politischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung um Bildungsverlierer treten Jungen ins Zentrum der Diskussion. Allerdings ist das Kriterium „soziale Herkunft“ deutlich benachteiligender als das Geschlecht. Insbesondere Arbeiterkinder mit Migrationshintergrund haben größere Probleme im Schulsystem. War vor einigen Jahrzehnten noch die Arbeitertochter der bildungspolitische „Problemfall“, so werden heute Jungen, insbesondere Migrantensöhne, strukturell benachteiligt (vgl. Geißler 2008). Selbst bei gleichen Leistungen hat die soziale Herkunft einen Effekt auf die Bildungskarriere. Kinder aus Migrantenfamilien sind in zweifacher Hinsicht benachteiligt. Zum einen existiert eine herkunftsbedingte Form der Selbstdiskriminierung durch Bildungsentscheidungen in den Familien (vgl. Becker/Lauterbach 2008; Boudon 1974). Zum anderen bestehen institutionelle Mechanismen, die sich nachteilig

auf den Bildungserfolg von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund auswirken können. Diese „Institutionelle Diskriminierung“ (Gomolla/Radtke 2002) besteht durch die frühe Selektion im stratifizierten Schulsystem und die unterschiedlichen Entwicklungsmilieus in den Schulformen, durch die Lehrerempfehlungen bei der Schulformzuweisung, durch die Form des Unterrichts und seiner Inhalte sowie durch stereotype Erwartungshaltungen der Lehrkräfte (vgl. Gomolla/Radtke 2002; Dravenau/Groh-Samberg 2008). Dementsprechend kann trotz Kontrolle der Leistungsfähigkeit der Kinder sowohl in Bezug auf Bildungsentscheidungen in den Familien als auch bei der Leistungsbeurteilung in der Schule ein Herkunftseffekt nachgewiesen werden (vgl. Geißler 2008). Des Weiteren lässt sich zeigen, dass auch die ethnische Herkunft für den Übergang von der Grund- zur Hauptschule eine Rolle spielt (vgl. Kirsten 2002). Bei der Betrachtung der Klassenwiederholungen bereits in der Grundschule ist der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund dramatisch hoch (vgl. Krohne/Meier/Tilman 2004).

Entsprechend sind Jugendliche mit Migrationsgeschichte, insbesondere Jungen muslimischer Herkunft, an Gymnasien und Realschulen deutlich unterrepräsentiert, während sie an den Haupt- und Sonderschulen überproportional stark vertreten sind (vgl. Baumert 2001; Beauftragter der Bundesregierung 2007; Bos u.a. 2003; Gomolla 2003).³ Der Anteil der Migrantenkinder, der ohne Hauptschulabschluss das Schulsystem verlässt, liegt stabil bei 20 Prozent (vgl. Diefenbach 2008). Diese messbar geringeren Bildungschancen hängen auch damit zusammen, dass Migrantenfamilien, insbesondere türkisch- und arabischstämmige Familien, die Funktion von Schule nicht richtig einschätzen können. Traditionsbezogene Eltern aus dem Arbeitermilieu stehen der Schule skeptisch gegenüber, weil sie nicht autoritativ, sondern individualistisch erzieht (vgl. Leenen u.a. 1990), und zudem fehlen ihnen die Möglichkeiten, ihren Kindern Hilfestellungen zu geben (vgl. Alamdar-Niemann 1992; Toprak 2004).

Auch wenn in verschiedenen Studien eine hohe Bildungsaspiration bei türkeistämmigen Eltern nachgewiesen werden konnte (beispielsweise Dollmann 2010), drückt sich diese hohe Bedeutungszuschreibung für Bildung nicht in der tatsächlichen Bildungsbeteiligung aus. Dies liegt u.a. daran, dass dieser Bildungswunsch kaum durch unterstützende Handlungen gestützt wird und sich an einem funktionalen Bildungsbegriff orientiert. Es handelt sich also „lediglich“ um einen funktionalen Wunsch.

Anders als Geld zeichnet sich die „Währung Bildung“ dadurch aus, dass sie nicht von allen Menschen in gleicher Weise wertgeschätzt wird. Nach Geld und Eigentum streben mehr oder weniger alle, nach Bildung nur wenige – schon gar nicht als Selbstzweck. Oder anders ausgedrückt: Nach Geld streben insbesondere jene, die wenig oder keines haben; Bildung kann hingegen nur von jenen umfassend wertgeschätzt werden, die über Bildung verfügen. Die Währung Bildung kann also nicht vollständig funktionalisiert werden. Denn die Motivation, Kompetenzen zu entwickeln, alleine um später einen Beruf zu erlernen, ist denkbar ungünstig und entspricht nicht der in Deutschland üblichen Vorstellung von Allgemeinbildung. Bildung beinhaltet immer auch Bildung als Selbstzweck bzw. Bildung, „weil Bildung einfach gut ist“. Die funktionale Haltung gegenüber Schule und Bildung entwickelt sich bereits in der Familie und in frühen Netzwerken.

Zudem können die Eltern aufgrund ihrer eingeschränkten verbalen Fähigkeiten ihre Kinder kaum bei der Lernentwicklung unterstützen. Da in den Familien wenig gelesen wird, werden die Kinder auch nicht zum Lesen motiviert.

2.2. KULTURELLE INTEGRATION: SOZIALE WERTE UND SPRACHE

Grundlegend für eine erfolgreiche Schulkarriere sind insbesondere gute Sprachkompetenzen. Die Sprachkompetenzen in den muslimischen Familien sind in beiden Sprachen, also sowohl in der Mutter- bzw. Herkunftssprache als auch in Bezug auf die deutsche Sprache, häufig eingeschränkt und insbesondere in der dritten Generation erstaunlich schwach ausgeprägt. Dabei ist bereits die Anwendung der Muttersprache, wie sie die Eltern nutzen, von Stil und Wortschatz her sehr milieuspezifisch und häufig „überaltet“, so dass die Familien und ganz besonders die Nachkommen selbst in ihrem Herkunftsland sprachlich auffallen (vgl. Toprak 2000). Das in Deutschland gesprochene Türkisch hat sich durch die von der Türkei abgekapselte Entwicklung, die sich dabei überwiegend durch eher wenig Gebildete vollzog, sehr „verlangt“. Das gilt für die verschiedenen Ausprägungen der arabischen Sprache, wie sie von Libanesen, Syrern, Irakern, Ägyptern, Tunesiern, Marokkanern usw. gesprochen wird, in vergleichbarer Weise.

Das Erlernen der deutschen Sprache fällt dann besonders schwer, wenn man sie entweder nicht sehr früh als Muttersprache erlernt oder wenn man eine andere Muttersprache – also Türkisch oder Arabisch – nicht gut beherrscht (vgl. Reich/Roth 2002). Zudem wird häufig problematisiert, dass einerseits die Herkunftssprache nicht gefördert wird, obwohl die Migranten im Hinblick auf ihre allgemeine Sprachkompetenz davon profitieren würden, und andererseits im Schulsystem zwischen legitimen und illegitimen Sprachkenntnissen unterschieden wird (vgl. Diefenbach 2008). Dieser Eindruck entsteht dadurch, dass das Erlernen von Fremdsprachen als wertvolle und in Zukunft notwendige Investition dargestellt wird, damit allerdings offenbar hauptsächlich die Sprachen Deutsch, Englisch und Spanisch gemeint sind (teilweise auch Russisch und Chinesisch). Demgegenüber scheint den in Deutschland am häufigsten gebrauchten Migrantensprachen (Türkisch und Arabisch) eher sekundäre Bedeutung beigemessen zu werden.

Durch die städtische Segregation werden sprachliche Defizite weiter verstärkt. Die Tatsache, dass man den Alltag im Stadtteil mit mäßigen Deutschkenntnissen problemlos bewältigen kann, senkt dauerhaft die Motivation, die Sprachkompetenzen zu erweitern. Durch die sprachlichen Schwächen sind türkei- und arabischstämmige Jugendliche häufig nicht in der Lage, Konflikte kommunikativ auszutragen. Die meisten Konflikte entwickeln sich aufgrund von Missverständnissen, Missdeutungen und fehlender kommunikativer Fähigkeiten (vgl. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen 2002). Ein Zusammenhang zwischen gewalttätigem Verhalten und Schulbildung bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund lässt sich auch in der Untersuchung von Toprak (2006) feststellen. Hier wurden 228 Jugendliche türkischer, arabischer und albanischer Herkunft untersucht, die ein Anti-Aggressivitäts-Training bei der Arbeiterwohlfahrt München besucht haben. Hierbei konnte festgestellt werden, dass die Hälfte der Jugendlichen keinen Hauptschulabschluss nachweisen konnte. Von den Hauptschulabsolventen befanden sich zum Zeitpunkt des Trainings viele nicht in einer Berufsausbildung.

Im Zusammenhang mit geringen Sprachkenntnissen und städtischer Segregation wird häufig von Parallelgesellschaften gesprochen. Beispielsweise ist das Kopftuch ein Symbol, an dem häufig die fehlende kulturelle Integration festgemacht wird. Dabei wird häufig übersehen, dass die Minderheit aller muslimischen Frauen ein Kopftuch trägt und die Tendenz sinkt (vgl. Haug u.a. 2009). Ebenfalls ist festzustellen, dass die meisten

Mädchen am Sport- und Schwimmunterricht teilnehmen. Hier liegen also keine umfassenden Problemlagen vor. Dennoch werden die genannten Aspekte, insbesondere die sozialen und religiösen Werte, in den folgenden Kapiteln ausführlicher dargestellt.

2.3. SOZIALE INTEGRATION: NETZWERKE, FREUNDSCHAFTEN, PARTNERSCHAFT

Die soziale Integration bezeichnet die sozialen Kontakte von Migranten. Hier steht also im Vordergrund, inwieweit es zu einer sozialen Durchmischung kommt. Dabei interessiert insbesondere, ob Partnerschaften, Eheschließungen, Freundschaften und Netzwerke ausschließlich innerhalb der ethnischen oder religiösen Community oder auch interkulturell und interreligiös geschlossen werden. Diese Form der Integration ist besonders deshalb von Bedeutung, weil die sozialen Kontakte als soziales Kapital dienen können, beispielsweise als „Vitamin B“ bei der Arbeitsplatzsuche, als implizite Hilfe bei der sprachlichen Lernentwicklung (auch der Kinder) und insbesondere auch bei der Etablierung sozialer Normen und Werte. Dieser Bereich ist sehr schwer politisch zu beeinflussen, denn es handelt sich um individuelle Dispositionen. Allerdings weiß man sehr genau, dass eine soziale Durchmischung der Kontakte im Kindesalter, insbesondere in Bildungs- und Erziehungseinrichtungen sowie im Stadtteil, die Wahrscheinlichkeit einer umfassenden sozialen Integration deutlich verstärkt.

Bei der Wahl des Wohnortes bevorzugen 80 Prozent der Migranten Städte, die mindestens eine Einwohnerzahl von 100.000 aufweisen (vgl. Beauftragter der Bundesregierung 1997, 2002, 2007). Die Untersuchungsergebnisse der Bundesregierung zeigen, dass die großen Ballungszentren in den alten Bundesländern einen mehr als doppelt so hohen Migrantenanteil aufweisen als die ländlichen Räume. Die gemeinten Gebiete haben einen niedrigen Sozialstatus und sind für die deutsche Bevölkerungsgruppe häufig unattraktiv. Auch die Wohnungssuche für muslimische Familien erweist sich häufig als schweres Unterfangen, besonders wenn es sich um kinderreiche Familien handelt.

Dadurch entstehen häufig Quartiere, teilweise ganze Stadtteile, deren Erscheinungsbild durch die Eingewanderten geprägt wird. Sobald diese Entwicklung begonnen hat, entsteht eine beschleunigte Eigendynamik: Wohlhabende verlassen diese Wohngebiete, die Mietpreise sinken,

dadurch kommen immer mehr einkommensschwache und Migrantenfamilien hinzu und zuletzt entwickelt sich eine spezifische Gewerbestruktur, die auf diese Wohnbevölkerung zugeschnitten ist, wodurch diese Entwicklungen manifestiert werden. Insbesondere Banken reagieren auf diese Veränderungen, indem sie türkisch und arabisch sprechende Auszubildende und Mitarbeiter einstellen, was einerseits für viele Jugendliche die Möglichkeit eröffnet, bei einer Bank beschäftigt zu werden, was andererseits aber auch dazu führt, dass die deutsche Sprache in diesen Straßenzügen enorm an Bedeutung verliert – selbst bei Bankbesuchen ist es dann nicht mehr notwendig, deutsch zu sprechen. Es entstehen segregierte Stadtgebiete, die die öffentlichen Institutionen vor neue Herausforderungen stellen. Die Jugendämter, Schulen, Kinderbetreuungseinrichtungen, aber auch die Polizei müssen sich auf andere Arbeitsschwerpunkte einstellen. Durch diese Entwicklungen wird vermehrt von einer „Parallelgesellschaft“ gesprochen. In der Tat führen die Lebensverhältnisse in diesen benachteiligten Wohnvierteln dazu, dass Freundschaften, Partnerschaften und Eheschließungen häufiger innerhalb der ethnischen Community bleiben. Es entsteht gewissermaßen eine Vergemeinschaftung mit herkunftsspezifischer Ausprägung. Dadurch entwickeln sich Formen der sozialen Kontrolle, wie sie in ländlichen Gebieten des Nahen Ostens und Nordafrikas üblich sind: Die Jugendlichen werden durch die Nachbarschaft im Stadtbezirk beobachtet und es entstehen somit umfassende Sozialisationsbedingungen, die die soziale Entwicklung der Heranwachsenden prägen. Ob diese ethnische Vergemeinschaftung für die Mehrheitsgesellschaft bedrohlich ist, kann nicht pauschal beantwortet werden.⁴ In jedem Fall stellt sie für die dort aufwachsenden Kinder und Jugendlichen eine enorme Barriere dar. Sie wachsen in einem relativ homogenen sozialen Umfeld auf. Ähnlich wie sich im 19. Jahrhundert auch Arbeiterviertel durch einen gewissen Zusammenhalt der Arbeiterklasse auszeichneten und Sicherheit boten, allerdings auch wenig Aufstiegschancen ermöglichten, sind auch die ethnisch differenzierten Stadtgebiete heute einzuordnen.

Die sozioökonomische Differenzierung der Bevölkerung wird also um eine kulturelle zusätzlich verschärft. Die zunehmende städtische Segregation hat dazu geführt, dass sich in bestimmten Stadtteilen junge Männer mit Zuwanderungsgeschichte konzentrieren, die kaum Kontakt zu der Mehrheitsgesellschaft aufbauen können. Dies gilt auch deshalb, weil die Kinderbetreuungseinrichtungen und Schulen überwiegend eine stadtteilspezifische Kinder- und Schülerstruktur aufweisen und zudem durch die

Schulformen die soziale Herkunft der Kinder und Jugendlichen relativ homogen gehalten wird.

Am Beispiel des Ruhrgebiets ist diese Entwicklung deutlich erkennbar. So wird häufig von dem Sozialäquator des Ruhrgebiets gesprochen (vgl. Kersting u.a. 2009). Gemeint ist hierbei die Autobahn 40 (Ruhrschnellweg / B1). Nördlich der A40 ist die Sozialhilfe- und Arbeitslosenquote deutlich höher, die Übergangsquote zum Gymnasium deutlich niedriger und der Gesundheitszustand der dort lebenden Kinder deutlich schlechter als südlich der A40. Und im Norden des Ruhrgebiets leben auch mit großem Abstand die meisten Menschen mit Migrationshintergrund. Dieses Süd-Nord-Gefälle ist in allen Städten des Ruhrgebiets messbar – in anderen Ballungsgebieten Deutschlands ist eine solche Differenzierung der Wohnverhältnisse in vergleichbarer Weise nachweisbar. Hieran wird exemplarisch deutlich, dass die Integrationsebenen Erwerbsarbeit, Bildungsniveau und soziale Beziehungen im „kleinen Raum“, also innerhalb der Stadt bzw. in Stadtteilen in Erscheinung treten. Und es wird deutlich, dass die Integrationsebenen sich wechselseitig bedingen.

2.4. EMOTIONALE INTEGRATION: IDENTITÄT(EN)

Die drei genannten Bereiche laufen in der letzten Ebene der Integration zusammen: die emotionale Integration. Sie ist nicht direkt beeinflussbar. Sie leitet sich vielmehr davon ab, inwieweit man sich mit Deutschland oder mit dem Wohnort identifiziert. Es ist leicht nachvollziehbar, dass man sich als gut gebildeter Mensch, der perfekt deutsch spricht, einen guten Arbeitsplatz hat und viele bzw. intensive soziale Beziehungen zu Deutschen pflegt, eher mit Deutschland identifizieren kann. Allerdings muss ebenso erwähnt werden, dass die Möglichkeit, sich mit Deutschland zu identifizieren, auch mit der Mehrheitsgesellschaft zusammenhängt. Es wird auch sehr gut integrierten muslimischen Menschen nicht leicht gemacht, sich dazugehörig zu fühlen – wie u.a. die eingangs zitierten Aussagen des arabischen Arztes zeigen.⁵ Die emotionale Integration ist also gewissermaßen die Königsdisziplin: Sie ist komplex, beruht auf Subjektivität und ist nicht mit Kausalität erklärbar.

In der Migrationsforschung wird häufig von einem Zustand „zwischen den Stühlen“ gesprochen. Gemeint ist hiermit, dass sich Migranten der zweiten und dritten Generation weder zu der einen noch zu der anderen nationalen bzw. kulturellen Identität zugehörig fühlen. Dieser problem-

behaftete Befund liegt im Kern darin begründet, dass man deutliche Differenzerfahrungen im Herkunftsland der Eltern sowie in der deutschen Mehrheitsgesellschaft erkennt und erfährt. Die Tatsache, dass man sich nicht als Deutscher und nicht als Türke bzw. Araber fühlt, kann allerdings auch mit der Metapher des „dritten Stuhls“ interpretiert werden (vgl. Badawia 2002). Damit ist eine hybride Identität umzeichnet, die ein Deutscher mit arabischen Wurzeln folgendermaßen konkretisiert: *„Wenn ich sage, ich bin deutsch, aber nicht wie die Deutschen, und marokkanisch, aber nicht wie die Marokkaner, das ist für Deutsche ein Rätsel“* (Badawia 2006, S. 183).

Diese dritte Identität ist eine Herausforderung, da viele Syntheseleistungen des Ichs selbstständig entwickelt werden müssen, und gleichzeitig eine große Chance, da die Widerstandsfähigkeit des Jugendlichen gestärkt wird und der erweiterte Erfahrungsschatz eine enorme Ressource darstellen kann. Die international ausgerichtete Wirtschaft hat mit der Strategie des Diversity Managements bereits darauf reagiert. Die beschleunigte Dynamik und Prozesshaftigkeit dieser hybriden Identitäten, nämlich weder deutsch noch ausländisch zu sein und trotzdem beides zugleich, führen unweigerlich zu komplexen Anforderungen an die Heranwachsenden. Deutschen fällt es bereits schwer zu erläutern, was Deutschsein bedeutet. Entsprechend stehen Migrantenjugendliche vor einer doppelten Herausforderung, da sie zwar ein Mehr an Möglichkeiten der Identitätsbildung haben, allerdings auch ein Weniger an Orientierung.

Vor diesem Hintergrund ist das Phänomen zu verstehen, dass sich die Jugendlichen in Deutschland selbst als Türken bzw. Araber sehen. Dabei ist ihr Referenzpunkt nicht das tatsächliche Heimatland ihrer Eltern – darüber wissen sie in der Regel relativ wenig – sondern vielmehr eine Vorstellung, ein Narrativ desselben. Es wird gewissermaßen eine Wunschvorstellung der eigenen Herkunft aufrechterhalten, was psychologisch betrachtet durchaus funktional ist. Fühlt man sich nicht zugehörig, gleichberechtigt oder erwünscht, dann werden Vorstellungen entwickelt, die es erleichtern, mit diesem subjektiv wahrgenommenen Zustand zu leben. Zu einem Problem wird dies, wenn die ersten Erfahrungen mit dem Heimatland der Eltern gemacht werden. Beispielsweise werden die türkeistämmigen Jugendlichen aus Deutschland in der Türkei als „Deutschländer“ bezeichnet und damit wird eine deutliche Abgrenzung konstruiert. Ähnlich ist auch die häufig beobachtbare Selbstbeschreibung als Muslim zu interpretieren. Die Jugendlichen suchen in dieser Kategorie

ein Definitionskriterium, das Orientierung bietet – allerdings auch hier nachweislich, ohne die Religion hinreichend zu kennen. Das Gefühl, irgendwo dazuzugehören, ist bei allen Jugendlichen stark ausgeprägt. In den prekären Verhältnissen, in denen sich viele muslimische Jugendliche in Deutschland befinden, ist eine solch „einfache“ und zugleich Orientierung stiftende Identitätsarbeit durchaus rational. Es muss gewissermaßen ein eigenes Milieu geschaffen werden, ein Lebensraum, der sich weder strikt an der Herkunftsgesellschaft oder der Lebensweise der Eltern noch an der Mehrheitsgesellschaft orientiert.

2.5. ZUSAMMENFASSUNG

Zweifelsfrei hängen die skizzierten Ebenen der Sozialintegration miteinander zusammen. Allerdings sollte deutlich geworden sein, dass sie weder unveränderbar sind noch von alleine im Laufe der Zeit in eine zufriedenstellende Position münden. Arbeitsmarkt-, Bildungs- und Sozialpolitik können durchaus erfolgreich sein, insbesondere dann, wenn sie im „kleinen Raum“ auf der Kommunalebene zusammengedacht werden. Dabei wird mittlerweile von allen politischen Akteuren erkannt, dass Sprache und Bildung die Schlüsselpositionen und damit Bildungsinstitutionen die zentralen Instanzen einer dauerhaften Integration darstellen. Denn Menschen streben nach Anerkennung. Anerkennung wiederum wird insbesondere über Erwerbsarbeit und in sozialen Beziehungen ermöglicht. Diese beiden Bereiche sind in besonderer Weise von der individuellen Sprachkompetenz und vom individuellen Bildungsniveau abhängig. Dort, wo man als Mensch anerkannt wird, fühlt man sich auch zugehörig, was dazu führt, dass die emotionale Identifikation mit einer Nation oder einer Kultur erst am Ende dieser Entwicklung steht.

Kulturelle Diversität ist an sich kein Problem. Erst wenn sich soziale Ungleichheiten und kulturelle Vielfalt überlappen und geographisch konzentrieren, entstehen Probleme. Diese Entwicklungen haben bereits vor Jahrzehnten – zu Beginn der Einwanderung – begonnen und sind aus der historischen Betrachtung durchaus plausibel. Die Pfadabhängigkeit der Migrationspolitik wurde eingangs erläutert. Im Weiteren soll es nicht mehr um historische Prozesse gehen und schon gar nicht um Schuldzuschreibungen, sondern um analytische Perspektiven die ein konstruktives Zusammenleben in Zukunft ermöglichen. Ein solcher Zugang geht von der Bemühung aus, die Lebenswelten und Denk- und Handlungsmuster der Kinder und Jugendlichen verstehen zu wollen. Darum wird es in den nächsten Kapiteln gehen.

Tabelle 2: Integrationsebenen

Kulturelle Integration	Strukturelle Integration	Soziale Integration	Emotionale Integration
Soziale Werte und Sprache	Qualifikationen und Erwerbsarbeit	Soziale Kontakte	Identifikation
Familie und Bildungsinstitutionen	Arbeitsmarkt und Bildungssystem	Soziales Umfeld, Wohnort, Peers etc.	Subjektive / individuelle Prozesse
Kapitel 3: Familie	Kapitel 5: Schule	Kapitel 4: Peers	Kapitel 8: Aufsteiger

LITERATURTIPPS

- Schrader, Achim / Nikles, Bruno W. / Griesse, Hartmut M. (1979): *Die Zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik. Königstein.*
 - Spohn, Cornelia (Hrsg.) (2006): *Zweiheimisch. Bikulturell leben in Deutschland. Bonn.*
 - Treibel, Annette (2003): *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim/München.*
- 1| Mit dem Terminus „Unterschichtung“ wird in der Soziologie ein Prozess bezeichnet, bei dem die Einwanderer die unteren Schichten der Gesellschaft einnehmen, was meist dazu führt, dass die Einheimischen (moderat) aufsteigen können.
 - 2| In diesem Kontext stehen Projekte, die Diskriminierungseffekte in Bewerbungsverfahren nach den Merkmalen Alter, Geschlecht und insbesondere Migrationshintergrund mindern wollen.
 - 3| Dennoch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich die Schulbildung bei muslimischen Jugendlichen im Vergleich zu jener ihrer Eltern deutlich verbessert hat. Beispielsweise verfügten weniger als 4 % der türkeistämmigen Einwanderer über eine hohe Schulbildung, während unter den 20- bis 25-Jährigen türkischer Herkunft über 22 % über eine Hochschulzugangsberechtigung (inklusive Fachhochschulreife) verfügen. Dennoch: Der Anteil der Altersgenossen ohne Migrationshintergrund ist mit 42,2 % fast doppelt so hoch (Foroutan 2010). Interessant sind die Ergebnisse der Iraner, Iraker und Afghanen. Sie erreichen in dieser Altersgruppe mit 50 % überdurchschnittlich oft die Hochschulreife, gleichzeitig aber auch überdurchschnittlich häufig auch keinen Schulabschluss.

- 4| *Allerdings stellt die Tatsache, dass Ehegatten – meist Frauen – aus den Herkunftsländern geheiratet werden, ein enormes Problem dar. Dadurch hat man es immer wieder mit einer „ersten“ Generation zu tun. Zudem erziehen Mütter, die sich in Deutschland noch nicht orientieren können, den Nachwuchs, was die Integrationsleistung immer wieder vor neue Probleme stellt. Wie wir später mehrfach feststellen werden, sollte der Fokus auf die muslimischen Männer gelegt werden, da über sie der Zugriff auf praktisch alle Problemlagen gelingen kann.*
- 5| *Auch die beiden Autoren haben vielfach skeptische Blicke entgegen bekommen, wenn sie sich selbst als „Deutsche“ bezeichnet haben. Es scheint so zu sein, dass die Herkunft immer wieder betont werden muss – in der Regel mit gut gemeinter Absicht. Dies ist in der Tat eine Besonderheit der deutschen Kultur im Umgang mit Migranten.*